

Eine Hirtengeschichte vom Rawyl

Autor(en): **Widmann, J.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 21

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stück und ein versiegeltes Brieflein; das Schoßhündchen bellt ihr sein freudiges „Gutentag“ entgegen.

3. Sie sitzt am weiß drapierten Toilettentischchen und liest in einem zierlichen Büchlein, während die Jose sie onduliert und während ein Galan, im Fauteuil nebenan sitzend, ihr und zugleich der „Soubrette“ den Hof macht. Ein Käzchen spielt zu ihren Füßen mit einem Band.

4. Nun ist sie mit einer Stiderei beschäftigt, scheint aber stark abgelenkt zu werden durch einen jungen Herrn, der hinter ihr sitzt. Sie hat sich zu ihm gedreht und betastet seine gestickte Weste, ihn aufs Gewissen fragend, ob diese ein Liebesgeschenk sei. „Non, charmante Thisbé, — antwortete er — je n'ai point de maîtresse: Mais j'ai devant les yeux un objet séduisant qui me fera connaître la tendresse.“

5. „La visite inattendue“ ist das 5. Blatt überschrieben: Die Dame besucht unerwartet den Verehrer, stößt aber auf eine Rivalin, der in der Eile der Flucht die Schleppe in der Türe zum Nebenzimmer stecken bleibt. Ob dem Kompromittierten die Ausrufede gelingen wird, verrät das Bild nicht.

6. Die Dame ist auf einem Morgen Spaziergang begriffen in Begleitung der Freundin; beide tragen elegante dünne Spazierstöcklein in der Linken und werfen verstohlene Blicke auf den jungen Abbé, der eben eine hübsche Bouquetière zu sich heranzieht, „Pour oser de plus près admirer vos appas.“

7. Auf dem Kanapee ihres Boudoirs ist die Dame über einer Lektüre eingeschlafen, nachdem sie vorher mit der Gitarre sich die Zeit vertrieben hatte. Vom Garten her naht der Galan, doch wird er von der Jose zurückgehalten; er scheint aber entschlossen zu sein, sich zu der Schönen Zutritt zu verschaffen.

8. Im eleganten Salon sitzt sie mit der Freundin auf dem Kanapee, ihr das süße Geheimnis ihrer Liebe anvertrauend.

9. Im Park beim Abendspaziergang stößt sie „unvermutet“ auf den Geliebten, der ihr ein Rosenbouquet überreicht; die Gefährtin schaut mit Verständnis auf die Seite.

10. Der Liebhaber stellt sich zur „Soirée d'hiver“ im elsterlichen Hause ein; er steckt, während er scheinbar mit Aufmerksamkeit eine mütterliche Predigt anhört, der Geliebten ein billet d'amour zu.

11. Der Anbeter hat auf dem Ball einen Augenblick des Alleinseins sich zunutzen gemacht, um der Dame mit heißem Handkuß seine Liebe zu zeigen. Doch ergreift er fälschlich die Hand einer frühern, von ihm verlassenen Geliebten und wird durch diese vor seiner Auserwählten beschämt.

12. „Le coucher“: die junge Dame begibt sich zu Bett; mit den Erinnerungen an süße Erlebnisse im Herzen wird sie einschlafen und selig träumen.

Dies der Inhalt der ersten Folge. Die beiden andern von Moreau gezeichneten Folgen führen diesen Stoff weiter; die eine schildert das Leben der verheirateten jungen Patrizierin, die andere das des jungen Grandseigneurs.

(Schluß folgt.)

Eine Hirtengeschichte vom Rawyl.

(Aus: J. B. Widmann, „Spaziergänge in den Alpen“, Verlag Huber & Co., Frauenfeld.)

Die Bakhöhe von Rawyl ist eine Hochebene, fast eine Stunde lang; ein großes Holzkreuz bezeichnet die Grenze zwischen Bern und Wallis. Dort liegt seitwärts vom Pfade ein tiefblauer See; es geht die Rede, der prächtige Zffigenwasserfall oberhalb Lenk sei der Abfluß des Alpenseeleins.



S. Freudenberg. — L'occupation. Stich aus der «Suite d'Estampes», reproduziert nach der Buchausgabe der «Trois Suites d'Estampes» von Freudenberg & Moreau des Askanischen Verlags in Berlin.

Als ich im Sommer 1882 von Wallis her den Paß überschritt, verabreichte mir ein Senn bei einer Hütte etwas oberhalb dieses Wasserfalls Erfrischungen. Ich bot ihm dagegen von dem guten türkischen Tabak, den ich bei mir führte. Das machte ihn gesprächig und trug mir die Geschichte ein, die ich hier nacherzählen will und die er mit den Worten einleitete: „Ja, ja, der Tabak, das ist ein gutes Mittel, mit den Leuten friedlich auszukommen; noch im ferndrigen Sommer hab ich das selber erfahren. Ohne unsere Tabakpflüßli wären wir allwäg zum Dreinschlagen gekommen, zum „Chläpfe“.“

Der Anlaß war folgender: Schafe, die diesem Manne und einigen Bewohnern von Lenk gehörten, hatten sich, bergan weidend, zu den Schafen der Walliserhirten gesellt und waren nicht mehr zu ihren Eigentümern zurückgekehrt. Da machte sich unser Senn mit zwei Begleitern auf, die Tiere zu suchen, die sie denn auch jenseits der Bakhöhe mitten unter der Walliserherde bald entdeckten. Aber die Walliserhirten wollten nichts davon hören, daß unter ihren wolligen Schülkingen zugelaufene Schafe seien. Vergebens wiesen die Männer auf die Zeichen hin, an denen sie die Tiere erkannten. Die Walliser runzelten die Stirn und taten sich seitwärts zusammen, offenbar auf ihre Uebermacht vertrauend; denn es waren ihrer acht gegen bloß drei Berner. „Wir hätten sie aber doch gebodigt“, meinte mein Erzähler, und die Arme, mit denen er ohne Affektation während der Unterhaltung hie und da gestikuliert, machten in der Tat den Eindruck, ihr Besitzer dürfte es mit drei bis vier Männern gewöhnlichen Schlages aufnehmen. „Aber zum „Chläpfe“ war immer noch

Zeit," sagte der gutmütige Senn und erzählte weiter, wie er an seine Begleiter die Baroke ausgeteilt, sie wollten jetzt zuerst ein wenig absitzen und eins rauchen, vielleicht komme bis dahin den Wallisern bessere Einsicht; sonst müsse man dann allerdings die Pfeife weglegen und den Steden zur Hand nehmen. Gefagt, getan. Die drei Lenker setzten sich auf ein Hügelnchen unfern den grollenden Gegnern, stopften ihre Holzpfeifen und brannten sie an. Da saßen sie, ruhig schmauchend, wortlos, angetan mit dem Phlegma der Bernischen Rasse, Soldaten gleich, die vor der Schlacht noch gemüthlich ablocken und sich stärken. Nachher kann's losgehen. Aber wie nun die blauen Rauchwölkchen so in der Luft sich kräuselten und ein Windzug den angenehmen Geruch des nikotianischen Krautes zu den acht Wallisern trieb, da begannen diese zu schnuppern gleich Hunden, denen die Witterung eines Rehes in die Nase kommt. Zufällig traf es sich, daß diesen acht Hirten schon längst der Tabak ausgegangen war, und niemand brachte ihnen solchen in diese Einöde. Nun hatten sie bis daher die Entbehrung stoisch ertragen: aber jetzt diesen Rauch der drei Berner zu riechen und selbst nur leere Pfeiflein in den betrübten Hosentaschen stecken zu haben, das war für diese Leute, die von Tantalus nie gehört hatten, gleichwohl echte Tantalusqual. Sie konnten der Lockung nicht widerstehen; sie schoben sich so allmählich, wie zufällig, an die Sennen von Lenk heran, machten die freundlichsten Gesichter die sie zu machen verstanden, brummten etwas von „späterem nochmals Befehlen der Schafherde“ und dergleichen und gaben deutlich zu verstehen, das sei doch ein gar famoser Tabak, den ihre Gäste von da drüben rauchten. Der starke Senn, ein gutmütiger und friedliebender Mann, wie es echte Kraftnaturen in der Regel sind, zwinkerte seinen Begleitern mit den Augen fröhlich zu und fragte dann die Walliser unbefangen, ob sie etwa ein wenig von diesem Tabak probieren wollten. Ob sie wollten! Da kamen aus den Abgründen von acht abgeschossenen Bauernsammethosen acht schwärzliche Pfeifensummele hervor, wurden rasch ge-

füllt, und nun saßen die Männer beisammen wie zwei Indianerstämme, wenn ums Beratungsfeuer herum die Friedenspfeife dampft. Den Wallisern kam bald vor, wer so ordentlichen Tabak führe und davon so freigebig austeile, könne kein schlechter Mensch sein. Ein Wort gab das andere, und als die Pfeifen zum erstenmal ausgeklopft wurden, war man schon darüber einig, man wolle die Bernerschaft von den Wallisern auszuscheiden versuchen. Aber wie das machen? Die Herde war eine überaus große, und die Tiere waren nicht so deutlich gezeichnet, daß man nur an den paar so oder so gezogenen Rötelfstrichen überm Blicke mit Bestimmtheit erkennen konnte, welche Schafe nach Lenk gehörten und welche der Walliser Eigentum waren. Da wußte wiederum der ebenso kluge als starke Senn Rat. Er hieß alle Männer eine kleine Anzahl kleiner hölzerner Knebel, die sie da zum Feuermachen in Bereitschaft liegen hatten, vom Boden aufnehmen, und auf ein gegebenes Zeichen mußten sie diese Hölzer mit großem, plöthlichem Geschrei unter die Herde werfen. Ein Panschenreden zersprengte augenblicklich die Herde nach allen Richtungen; eine Minute später geschah, was der Senn erwartet hatte: die Schafe aus Lenk hatten sich instinktiv zu einem Trupp geschart um ihren Leithammel und sich so von der Walliserherde ausgeschieden, die an einer andern Stelle zusammengedrängt stand. Denn in der Gefahr wird jedes Geschöpf der älteren Zusammengehörigkeit mit seinesgleichen neuerdings bewußt. So war nun deutlich bewiesen, welche Tiere nach der bernischen Seite gehörten, und im Frieden zogen die Berner talwärts, nachdem sie noch einmal die acht hungrigen Walliserpfeifen tüchtig gestopft hatten.

Ich weiß nicht, ob Gekner diese Hirtengeschichte in seine Idyllen würde aufgenommen haben, wenn man sie ihm erzählt hätte; vielleicht wäre ihm die Rolle, die der Tabak darin spielt, nicht so ganz arkadisch vorgekommen. Aber mir hat sie großes Vergnügen bereitet, und dieser friedlich endende Feldzug der drei Berner hat für mich etwas homerisch Einfaches und in aller Schlichtheit Großes.

Narzissen.

Von M. Seejche.

Ich will zum Kranz dir schimmernde Narzissen winden,
Die weißen Blumen mit dem wonniglichen Duft.
Kann keinen bessern Schmuck für deinen Hügel finden,
Als Kinder einer weichen, tränenfeuchten Luft.

Als Frühlingsskinder, die in reinem Herzen tragen
Lenzliebe übermächtig angefaßt;
Die doch im Nachthauch still verblühen ohne Klagen,
Weil sie ein einzig Herz so überreich gemacht.

Die Narzisse.

„Narzissen und die Tulipan
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomons Seide.“

Auch dieses Jahr rüstet man sich in Montreux auf das berühmte Narzissenfest, das letztes Jahr bekaunntlich mit größtem Pomp und bei ungeheurem Zudrang gefeiert wurde. In der zweiten Hälfte Mai und anfangs Juni prangen alle Wiesen um den Kurort herum voll Sternblumen. Wenn bei uns der Löwenzahn die Frühlingswiesen in einen goldgelben Glanz hüllt, so färben an den milden Gestaden des Genfersees die Narzissen Feld und Fluß weiß, und auf allen Wegen atmet man den berückenden, betäubenden, narkotischen Duft der herrlichen Blume. Bei uns ist die Narzisse ein gern gesehener Blumengast in unseren Gärten und wird von den Hausfrauen mit Liebe und Sorgfalt gehegt und gepflegt. Wer einmal eine Narzissenblume näher anschaut, wird erfreut sein über die wunderhübschen Gegensätze der Blütenfarben: Sechs reinweiße Blumenblätter schließen eine grüngelbe Nebentrone ein, deren gekerbter Rand zinnoberrot gefärbt ist. Der narkotische Duft läßt auf eine reichliche Menge Nektar schließen. Umsonst aber suchen die Insekten zu ihm zu gelangen. Nur die Nachtfalter mit

ihrer langen Zunge gelangen durch die lange Blütenröhre zum süßen Brummlein.

Schon die alten Griechen kannten unsere Narzisse und umwoben die wohlriechende Blume mit ihren sinnigen Blumenlagen. Unsere Pflanze soll ihren Namen von Narzissus, dem Sohne des Cepheus und der Meernymphe Liriope erhalten haben. Die Sage schildert den Narzissus als einen blühenden Jüngling, dem geweisagt war, er werde ein hohen Alter erreichen, wenn er sich nicht selbst kennen lerne. Auf einer Wanderung kam Narzissus einstmal in einen einsamen, von hohen Felsen umgebenen Wald, wo die Bergnymphe Echo, die die lieblichste und fröhlichste der Nymphen gewesen, bis sie sich den Zorn der Juno zuzog, trauerte. Die Nymphe faßte eine heftige Liebe zu dem schönen Jüngling und flehte ihn an, bei ihr zu bleiben. In fröhlichem Spotte schüttelte Narzissus sie aber ab und setzte seine Wanderungen fort. Die Nymphe rächte sich. Bei einem Quell, wo Narzissus durstig sich tränkte, erblickte er erstmals sein schönes Bild und wurde von einer heftigen Leidenschaft zu diesem ergriffen.

„Selbst sich staunet er an und starret mit dem nämlichen Blicke,
Nimmer verückt, wie ein Bildnis geformt aus parischem Marmor,
Alles bewundert er, was an ihm selbst der Bewunderung wert ist“.